

VON CORNELIA GROBNER

Die Korrekturbögen vor dem Druck ihres Buches lasen die beiden Historiker Günter Bischof und Peter Ruggenthaler, während der russische Angriffskrieg auf die Ukraine schon tobte. „Mit einem Mal habe ich meine eigenen Worte mit ganz anderen Augen gesehen“, sagt Ruggenthaler, stellvertretender Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung. „Es war befremdlich und traurig.“

In der Ende Juni erscheinenden Publikation „Österreich und der Kalte Krieg“ führen er und Bischof, Direktor des Österreich-Zentrums an der Universität von New Orleans (USA), ihre jeweiligen Expertisen zusammen. Herausgekommen ist ein lesenswertes und umfassendes Überblick zur Geschichte Österreichs im Spannungsfeld des Ost-West-Konfliktes. Ein Schwerpunkt liegt auf der Rolle der österreichischen Diplomatie als Vermittler und Brückenbauer.

Von Spionen zu Vermittlern

In der Besatzungszeit war das Land ein Tummelplatz für Geheimdienste. Allein die Amerikaner hatten Hunderte von Leuten zur Nachrichtenbeschaffung in Österreich. „Bis 1947 betrieben diese vor allem die Entnazifizierung“, sagt Bischof. „Erst mit vollem Einsetzen des Kalten Krieges konzentrierte man sich auf den Kommunismus.“ Für die Einheimischen war das ein lukratives Geschäft: „Viele haben den Geheimdiensten zugearbeitet und sich so ein Zubrot verdient.“

Gefürchtet sei der Terror der sowjetischen Besatzer gewesen, denen rund 500 Entführungen von Menschen teils auf offener Straße zugeschrieben werden, die sie für Spione für den Westen hielten. Bischof: „Prominentes Opfer war 1948 die junge Spitzenbeamtin Margarethe Ottilinger, die viel

Balanceakt zwischen Ost und West

Geschichte. Die Historiker Günter Bischof und Peter Ruggenthaler beleuchten in ihrem neuen Buch „Österreich und der Kalte Krieg“ das Land als Schauplatz eines Konfliktes, der die Welt fast ein halbes Jahrhundert lang in Atem hielt.



Gipfeltreffen auf neutralem Boden: Jimmy Carter und Leonid Breschnew 1979 in Wien.

[Sepp Spiegel/SZ-Photo/picturedesk.com]

Vorarbeit für den US-Marshallplan geleistet hatte.“ Sie wurde bis 1955 in Moskauer Gefängnissen festgehalten. Mit den Besatzungsmächten zogen sich Mitte der 1950er-Jahre schließlich auch die Geheimdienste größtenteils zurück.

Bald nach Inkrafttreten des Staatsvertrages und der Erklärung der Neutralität begannen erste Vermittlungsversuche Österreichs zwischen Ost und West. Anfangs allerdings eher erfolglos. „Doch die Österreicher gehörten zu den wenigen, die einen guten Draht nach Moskau gefunden haben“, sagt Ruggenthaler. So wollten Außenminister Bruno Kreisky und Bundeskanzler Julius Raab in der Berlin-Krise (1958–1962) als Brückenbauer auftreten, als Nikita S. Chruschtschow die Westmächte

zur Preisgabe West-Berlins zwingen wollte. Aber dieser benutzte die Österreicher nur als Sprachrohr, um seinen Forderungen noch einmal Ausdruck zu verleihen. Ähnliches galt für den Wiener Gipfel 1961, den US-Präsident John F. Kennedy vorgeschlagen hatte.

Sternstunden der Diplomatie

Bei dem ab Mitte der 1960er-Jahre einsetzenden sogenannten KSZE-Prozess, der in mehreren „Konferenzen über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“ mündete, waren die Österreicher sichtbar: „Damals ließ man sich nicht vor den sowjetischen Karren spannen.“ Unterstützung bekam die Sowjetunion schließlich von finnischer Seite – ein diplomatischer Erfolg. In der Folge, von

1969–75, haben sich die Österreicher dann sehr stark eingebracht. „Das waren sicherlich die Sternstunden der österreichischen Diplomatie, vor allem im Menschenrechtsbereich“, so Ruggenthaler. „Den Beitrag der Neutralen – Finnland, Österreich, Schweden und Schweiz – kann man nicht hoch genug einschätzen.“ Die 1975 unterschriebene Absichtserklärung, die „KSZE-Schlussakte Helsinki“, bedeutete die Anerkennung der Nachkriegsgrenzen. Festgehalten waren zudem die friedliche Regelung von Streitfällen und die Wahrung der Menschenrechte und Grundfreiheiten. „Alles Dinge, die am 24. Februar 2022 vernichtet wurden“, resümiert der Wiener Forscher. „Wer hätte sich 1990 gedacht, dass wir

den Kalten Krieg fast als Friedensperiode einstufen können, als Zeitalter der Stabilität, mag es noch so gefährliche Krisen gegeben haben.“ Der Blick in die Geschichte zeige, was Diplomatie leisten kann, aber auch, wo ihre Grenzen sind und wo sie nur eine Kriegspartei unterstützt.

Mit dem Ende des Kalten Krieges wurde die österreichische Neutralität auf ein absolutes Minimum – Bündnisfreiheit, keine militärischen Stützpunkte – reduziert. „Es bleiben dennoch einige wesentliche Aspekte wie Brückenbau und Vermittlung“, betont Ruggenthaler. „Die Iran-Gespräche sind ein gutes Beispiel.“ Immerhin seien in Europa nicht mehr viele neutrale Orte übrig, wo sich Verhandlungspartner treffen können.



Günter Bischof, Peter Ruggenthaler: „Österreich und der Kalte Krieg“ Leykam-Verlag 336 Seiten; 39 €

Die deutsche Sprache in Österreich umfasst sowohl Varietäten des Standarddeutschen als auch zahlreiche Dialekte, jedoch kein „Österreichisch“.

Fahren wir „auf“ Urlaub oder „in“ Urlaub?

FORSCHUNGSFRAGE

VON ERIKA PICHLER

Wenn der Moment endlich gekommen ist, in die Ferien aufzubrechen, mag es uns recht egal sein, wie dieser Prozess sprachlich zu formulieren ist. Tatsache ist jedoch, dass gelernte Wiener_innen fast durchgängig davon sprechen werden, nun „auf“ Urlaub zu fahren, während im Westen des Landes gut zwei Drittel der Bevölkerung „in“ Urlaub oder „in den“ Urlaub gehen.

„Es gibt keine einzige und einheitliche Form des Deutschen“, stellt Stefan Newerkla, Professor für Westslawische Sprachwissenschaft an der Universität Wien, vorweg klar. Gerade der Gebrauch von Präpositionen (Vorwörtern) variiere sehr stark. Je nach Region gehe man zum Beispiel zur Schule, in die Schule oder auf die

Schule. Man studiere an der Universität oder auf der Universität. Und man kaufe um fünf Euro oder für fünf Euro ein.

Zu dem Stichwort „Urlauffahren“ regt Newerkla an, in der online zugänglichen „Variantengrammatik des Standarddeutschen“ (mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra) nachzuschlagen. Das Bild ist eindeutig: Während in Ostösterreich in fast neun von zehn Fällen „auf“ Urlaub gegangen oder gefahren wird, ist dies etwa in Südtirol nur zu einem Siebtel der Fall, in vielen Teilen Deutschlands überhaupt nicht.

Einer der drei Projektleiter der länderübergreifenden „Variantengrammatik“ war der Germanist Stephan Elspaß von der Universität Salzburg. Der Forscher gehört zusammen mit Newerkla dem Leitungsteam von „Deutsch in Österreich“ (DiÖ) an, einem der Spezialforschungsbereiche des FWF. Für die „Variantengrammatik“ wurde der gesamte deutschspra-

chige Raum in 15 Großregionen unterteilt. Für Österreich wurden als vier Areale West-, Mittel-, Südost- und Ostösterreich identifiziert.

Keine „österreichische Sprache“

Auf einem anderen Blatt als die Varietäten der Standardsprache stehen hingegen die Dialekte des deutschsprachigen Raums. In Österreich sind sie laut Elspaß derzeit noch in besonderer Vielfalt vorhanden. Im Grunde gelte hier die Formel „Ein Dorf = ein Dialekt“, so der Linguist. In vielen Teilen Deutschlands hingegen habe es innerhalb weniger Generationen einen fast kompletten Wechsel von Dialekten zum Hochdeutschen gegeben – vor allem im Norden des Landes. „So radikale Änderungen hat es in Österreich – oder auch in vielen anderen Teilen des mittel- und oberdeutschen Raums, also auch zum Beispiel in Süddeutschland – nicht gegeben“, so der Linguist. „Deshalb kann



„Es gibt keine einzige und einheitliche Form des Deutschen.“

Stefan Newerkla, Linguist, Slawist

man sagen, dass die Vielfalt in Österreich (natürlich relativ, auf die kleinere Bevölkerungszahl bezogen) immer noch größer ist.“

Man könne also von einem breiten Spektrum an Varietäten des Deutschen in Österreich sprechen, das sowohl die verschiedenen Ausprägungen der Standardsprache umfasse als auch die zahlreichen Dialekte, sagt Elspaß. Falsch, wenn nicht absurd, wäre aus Sicht beider Forscher jedoch ein Konzept des „Österreichischen“ als eigener Sprache. Im Gegensatz etwa zum Niederländischen oder zum in Luxemburg gesprochenen Lëtzebuergesch seien in Österreich – genauso wie etwa in Südtirol, in Liechtenstein oder Ostbelgien – die Gemeinsamkeiten mit den Varietäten des Standarddeutschen zu groß, um von einer eigenen Sprache zu sprechen. [Foto: Foto Wilke]

Was wollten Sie schon immer wissen? Senden Sie Fragen an: wissen@diepresse.com